

MARGARETE VON SCHWARZKOPF

DER STEIN DES TODES

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: shutterstock.com/tony4urban
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal
Lektorat: Hilla Czinczoll
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2023
ISBN 978-3-7408-1952-1
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Gewidmet meiner wachsenden Familie,
meiner kretischen Freundin Stella
und im Gedenken an Ursel

Als Theseus auf Kreta gelandet und vor dem Könige Minos erschienen war, zog seine Schönheit und Heldenjugend die Augen der reizenden Königstochter Ariadne auf sich. Sie gestand ihm ihre Zuneigung in einer geheimen Unterredung und händigte ihm einen Knäuel Faden ein, dessen Ende er am Eingange des Labyrinthes festknüpfen und den er während des Hinschreitens durch die verwirrenden Irrgänge in der Hand ablaufen lassen sollte, bis er an die Stelle gelangt wäre, wo der Minotauros seine gräßliche Wache hielte. Zugleich übergab sie ihm ein gefeiertes Schwert, womit er dieses Ungeheuer töten könnte. Theseus ward mit allen seinen Gefährten von Minos in das Labyrinth geschickt, machte den Führer seiner Genossen, erlegte mit seiner Zauberwaffe den Minotauros und wand sich mit allen, die bei ihm waren, durch Hilfe des abgespulten Zwirns aus den Höhlen-gängen des Labyrinthes glücklich heraus.

Gustav Schwab, »Klassische Sagen des Altertums«

Prolog

Kreta, 19. Juli 1908

Nicos Siriakis spürte, wie ihm das Blut über das Gesicht rann. Er vermochte kaum mehr, seine Augen offen zu halten. Vergeblich versuchte er, einen Laut von sich zu geben, nach seinen Kameraden zu rufen. Aber nur ein schwaches Krächzen drang aus seinem Mund. Die Wunde an seinem Hinterkopf schmerzte kaum. Vielmehr war es das quälende, schier unerträgliche Gefühl, dass derjenige, der ihn niedergeschlagen hatte, sich mit seiner Beute aus dem Staub machte, ihn in seinem Blut zurückließ und in der sternelosen Dunkelheit untertauchte.

Nicos, Assistent des berühmten Archäologen Luigi Pernier, hatte in dem kleinen Zelt, in dem einige der neueren Funde aus dem Palast von Phaistos aufbewahrt wurden, Wache gehalten und darauf gewartet, dass Pernier ihn, wie versprochen, aufsuchen und seinen jüngsten Fund begutachten würde. Bisher hatte er seinen Freunden gegenüber nur Andeutungen zu seiner Entdeckung gemacht. Gesehen hatte nur er selbst den Fund, und er konnte immer noch nicht glauben, was er da unter Schutt und Ziegeln in der kleinen Kammer des minoischen Palastes entdeckt hatte. Ein zweiter Diskos, dem erst entdeckten täuschend ähnlich.

Als Nicos vor vier Tagen atemlos berichtete, auf was er bei seiner Grabung gestoßen war, hatte Pernier abgewinkt. »Sie haben sich in etwas verrannt, Nicos«, sagte er. »Was Sie gefunden zu haben glauben, kann nur eine Kopie aus späterer Zeit sein.« Er wandte sich ab und ging seiner Wege.

Pernier selbst war am Abend des 3. Juli gar nicht vor Ort gewesen, als das Grabungsteam den sensationellen Fund machte und den Ur-Diskos entdeckte. Doch nun war die Nachricht von der Entdeckung dieses Diskos im minoischen Palast bereits durch die Medien gegangen. Am nächsten Tag wollten Federico Halbherr und Luigi Pernier, die italienischen Grabungsleiter, Vertretern der Presse, von denen einige sogar von weit her angereist waren,

die mysteriöse Scheibe präsentieren. Auch um alle Zweifel aus dem Weg zu räumen, dies sei eine Fälschung, vielleicht sogar von einem modernen Künstler geschaffen und in den Ruinen des Palastes abgelegt worden, um die Ausgrabung aufzuwerten.

Denn der größte Konkurrent, der Engländer Arthur Evans, war in Knossos seit Anfang des 20. Jahrhunderts überaus erfolgreich gewesen. Bereits vor Evans hatte der kretische Archäologe Minos Kalokairinos auf einem Hügel in der Nähe von Heraklion bei Candia große Tonfässer zwischen Steinmauern freigelegt, und der amerikanische Journalist William J. Stillman war dort auf alte Steinmetzzeichen gestoßen. Im März 1900 hatte Evans mit den Ausgrabungen begonnen. Seine Truppe fand einen prunkvollen Palast mit zahlreichen Fresken. Evans, 1851 in England geboren, bezeichnete den Palast als Herrschersitz des sagenumwobenen Königs Minos, dem Sohn des Zeus und der Europa. Im Labyrinth des Palastes soll der berüchtigte Minotaurus gehaust haben, den Theseus besiegt, der dank des Fadens der Ariadne das Labyrinth wieder verlassen konnte.

Evans galt als der Entdecker der minoischen Kunst – für seine italienischen Kollegen eine Herausforderung. Und nun hatten sie in Phaistos diesen Diskos aus hellem Ton mit seinen zweihundertneunundvierzig seltsamen Zeichen entdeckt. Nicos war dabei gewesen, als er aus dem Schutt der halb verfallenen Kammer herausgeschält wurde. Mehr als zweitausend Jahre alt war dieses mysteriöse Objekt.

In den Tagen danach hatte Nicos im Umfeld dieses Fundes eine Grabung geleitet. Zufällig war er allein zwischen den zerfallenen Mauern, als er selbst auf etwas stieß, das ihn aufjubeln ließ und zugleich erschütterte. Zunächst wagte er kaum, diesen weiteren Fund aus der festen Erde zu lösen. Als er ihn in der Hand hielt, konnte er sein Glück nicht fassen und bat Pernier, sich seine Entdeckung anzuschauen. Zunächst hatte Pernier ihn abgewiesen, doch nun hatte er sich, da er seinen Assistenten schätzte, doch nach längerem Zögern bereit erklärt, heute Abend in das Zelt zu kommen, in dem Nicos für die Nachtwache eingeteilt war. Nicos fürchtete, dass weder Pernier noch Halbherr von seinem Diskos begeistert sein würden. Eine zweite Scheibe

schmälerte die Sensation des ersten Fundes. Und wenn es dann noch weitere gäbe? Der Triumph der beiden italienischen Wissenschaftler wäre schnell verflogen, und Arthur Evans bliebe der Sieger in diesem Wettstreit.

Einer seiner beiden Kollegen, den er in seine Entdeckung einweichte, hatte ihn gewarnt. »Halte diesen Fund erst einmal geheim. Wenn die beiden Herren ihren Ruhm voll ausgekostet haben, dann kannst du an die Öffentlichkeit treten. Aber du solltest vorher sicherstellen, dass dieser Stein keine Kopie ist, weder schon aus der minoischen noch aus einer späteren Zeit.«

Nicos hörte nicht auf ihn und zeigte ihm trotz des Drängens auch nicht den Fund. »Später«, sagte er nur.

Nicos war sich seiner Sache sicher. Als er den rötlichen Staub vom Diskos gewischt hatte, konnte er die Zeichen erkennen: den Vogel, den Tischhobel, den Fußgänger, den Handschuh, den Helm, den Pfeil und alle anderen Symbole, deren Bedeutung keiner verstand. Lange hielt er die Scheibe in seinen Händen. Sie schien vollkommen identisch mit der ersten zu sein, nur ein wenig dunkler getönt. So als habe man sie länger im Feuer gelassen, ein bisschen wie angebranntes Brot.

Die Stunden im Zelt wurden lang, und er begann sich mit einigen der Keramikscherben zu beschäftigen, die in einem Luftschatz gelegen hatten. Als er draußen ein leises Knacken vernahm, blickte er auf. Das konnte der Wind sein, der durch die Ruinen des Palastes zog. Als er einige Minuten nichts weiter hörte, holte er aus einem kleinen Kasten den Diskos, um ihn noch einmal zu säubern, damit Pernier erkennen konnte, dass die Symbole denen auf der Scheibe vom 3. Juli glichen. Die leisen Schritte, die ihn aus seiner Konzentration rissen, schrieb er Pernier zu, der sich dem Zelt näherte. Seine Armbanduhr, die ihm sein Vater zu seinem letzten Geburtstag geschenkt hatte, zeigte, dass es bereits nach elf Uhr war. Pernier hatte stets viel zu tun, zumal er die Pressekonferenz vorbereiten musste.

Nicos drehte sich halb um und rief: »*Buona notte, signore!*« In diesem Moment traf ihn ein Schlag gegen die Schläfe. Er sah verschwommen eine Gestalt, die sich über ihn beugte, konnte aber das Gesicht nicht erkennen. Dann wurde er bewusstlos.

Als er wieder zu sich kam, lag er auf dem Boden des Zeltes. Alles um ihn wirkte verschwommen. Langsam schob er sich auf den Feldstuhl zu, auf dem er gesessen hatte, als er erneut ein Geräusch hörte. »Hilfe!«, krächzte er und streckte seine rechte Hand dem Schatten entgegen, der vor ihm im Zelt auftauchte. Diese dunkle Gestalt war das Letzte, was Nicos Siriakis in seinem Leben sah.

Als Luigi Pernier zehn Minuten später das Zelt betrat, fand er den jungen Griechen tot auf dem Boden. Neben ihm ein kleiner leerer Kasten. Auch einige andere Objekte fehlten, die auf einem kleinen Regal im Zelt gestanden hatten, darunter mehrere Keramikscherben und ein bronzener Dolch. Der Räuber hatte ganze Arbeit geleistet.

Der Tod des jungen Archäologen wurde bis nach der Pressekonferenz, die nun erst drei Tage später stattfand, geheim gehalten. Die Journalisten hätten sich auf diese Bluttat mit mindestens demselben Eifer gestürzt wie auf den Bericht vom Diskos, den sie an diesem Mittag unter brütender Sonne aus der Ferne bewundern durften. Erst am 22. Juli gab Pernier die Ermordung seines Assistenten bekannt, der offensichtlich das Opfer eines Raubüberfalls geworden war. Es seien einige minoische Keramikteile entwendet worden. Den angeblichen zweiten Diskos erwähnte er nicht.

Die Zeit verging, und im Museum von Heraklion fand der Fund vom 3. Juli 1908 eine Heimat, eine Pilgerstätte für Touristen, die staunend dieses Zeugnis einer uralten Kultur betrachteten und sich fragten, ob und wann das Rätsel der zweihundert-einundvierzig Zeichen darauf je gelöst würde.

Langsam verblasste der angebliche Fund des Nicos Siriakis zur Legende. Er tauchte nie wieder auf. War er nur das Produkt eines ehrgeizigen Traums gewesen? Eine Phantasie?

Nur Maria Siriakis, die Witwe des Ermordeten, hielt die Geschichte am Leben, ihr Mann habe damals einen zweiten Diskos gefunden. Aber niemand glaubte ihr, selbst wenn diese Legende ihren Reiz hatte nach dem Motto: »Se non è vero, è ben trovato.« – »Wenn es nicht wahr ist, so ist es doch gut erfunden.«

Die Düne

Maremma, Sommer 1946

»Dürfte ich mit meinem Hund hier im Schatten Ihres Strandhauses sitzen?«

Die Stimme rüttelte Carla Di Fillipo aus ihren Gedanken. Sie saß auf der Terrasse des kleinen Strandhäuschens der Familie Di Fillipo in der Maremma und schaute versonnen über das träge glitzernde Meer. In der Ferne schälte sich die Insel Elba aus dem mittäglichen Dunst, der über den Wellen lag. Carla blickte von der hölzernen Terrasse hinunter zum Strand und sah einen jungen Mann und einen Dalmatiner, die versuchten, im kärglichen Schatten des Strandhäuschens Zuflucht vor der Julisonne zu finden.

Carla lächelte. Sie mochte Hunde, und der junge Mann gefiel ihr auch. Vor allem seine Stimme. Und er hatte ein überaus charmantes Lächeln. »Aber natürlich«, erwiderte sie.

Er hob dankend die Hand und rückte mit seinem Hund näher an die hölzerne Bretterwand der einfachen Hütte, die von einer Veranda umgeben war. Ihr rund zwölf Quadratmeter großer Innenraum diente der Familie Di Fillipo als Aufbewahrungsort für einige Liegestühle und Korbsessel und als Umkleide. Auf einem windschiefen Regal standen ein paar Becher und Gläser und auf einer Anrichte eine Schale mit Obst. Daneben lagen zwei Tüten mit Keksen. Gelegentlich brachte der alte Giuseppe, der seit Jahren als Faktotum segensreich für die Familie wirkte, einen Picknickkorb, den er auf die Anrichte stellte und aus dem er Brot, Käse, Tomaten und Schinken zauberte. Meist auch noch einige Flaschen mit Getränken, die sich aber wegen der sommerlichen Hitze selbst im schattigen Innenraum der Hütte rasch erwärmtten.

»Ich heiße Andrea«, sagte der junge Mann. Er deutete auf den Hund. »Und das ist Ercole.«

Carla musste lachen. Auf den schlanken Dalmatiner passte dieser Name wohl kaum.

Andrea lachte zurück. »Er war als Welpe sehr pummelig und kräftig«, beeilte er sich zu erklären.

»Ich bin Carla«, sagte sie.

Andrea nickte. »Eine aus dem Di-Fillipo-Clan?«, fragte er.

Carla schwieg eine Sekunde. Ein Schatten schien über das Gesicht des jungen Mannes zu huschen. Das konnte aber genauso gut eine optische Täuschung sein. »Ja«, antwortete sie kurz angebunden und spürte keinerlei Verlangen, Andrea darüber aufzuklären, dass sie die Tochter von Alessandro Di Fillipo war, dem jüngeren Bruder des früheren Besitzers der Villa Etruria und dieser Hütte am Meer.

Ihr Vater war zu Beginn des Krieges an einer Sepsis gestorben. Auch ihr Onkel Marco lebte wahrscheinlich nicht mehr. Das Haus gehörte jetzt ihrer Tante Susanna, und sie durfte dort so lange wohnen, bis sie zurück nach Rom fahren konnte, um ihr Studium der klassischen Archäologie bald mit einer Doktorarbeit über etruskische Bronzen zu beenden und sich dann bei dem renommierten Archäologen Mario Bertolucci als Hilfskraft zu bewerben. Bertolucci stammte zwar aus der Reggio Emilia, aber er gehörte zu dem Team, das seit 1942 verstärkt bei Roselle forschte.

Carlas Wohnung in Rom war seit Wochen wegen eines Wasserschadens unbenutzbar, und zudem hatte sie Semesterferien. Aber das wollte sie dem Fremden nicht erzählen. Es ging ihn nichts an.

Andrea nickte, lehnte sich an die Bretterwand und blickte über das schimmernde Meer. Elba war wieder im Dunst verschwunden. Ein einsames Segelboot glitt über die glatten Wellen. Die Hitze schien alles zu verschlingen. Carla entdeckte einige Hundebesitzer, die trotz der mittäglichen Glut mit ihren Tieren am Strand spazierten. Hier durften Hunde frei umherlaufen, deshalb war dieser Teil des Strandes von San Matteo sehr beliebt.

Andrea stand auf und schüttelte den Sand aus seiner Kleidung. Ercole erhob sich langsam und gähnte. »Ich wünsche dir noch einen schönen Tag«, sagte Andrea und sah Carla nachdenklich an. »Du scheinst nett zu sein. Schade, dass du eine Di Fillipo bist«, fügte er hinzu. Ehe Carla ihn fragen konnte, was er mit

dieser unhöflichen Bemerkung meinte, hatte er sich in Trab gesetzt und lief hinunter zum Wasser. Ercole sprang hinterher.

Carla seufzte. Sie war enttäuscht. Die Begegnung mit dem jungen Mann war eine angenehme Unterbrechung ihrer Studien gewesen, die nun allzu abrupt geendet hatte. Was hatte Andrea mit seiner abschätzigen Äußerung gemeint? Plötzlich fühlte sie sich sehr allein.

Ihre Mutter Margarita hatte vor einem Jahr wieder geheiratet und lebte in Mailand, Geschwister hatte sie keine, und Onkel Marcos Tochter, ihre Cousine Patricia, verlobt mit einem Florentiner Adligen, interessierte sich derzeit nur für die Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit im September. Ihr Vetter Stefano, zwei Jahre jünger als Carla, spielte den ganzen Tag Tennis oder hockte mit seinen Freunden in den diversen Cafés und Bars von San Matteo und hielt nach hübschen Mädchen Ausschau. Er war nett, aber furchtbar langweilig. Sein Studium der Medizin nahm er nicht besonders ernst. Lieber wäre er, wie er Carla verraten hatte, Profisportler geworden. »Aber dieser verdammte Krieg hat alles zerstört«, klagte er. Immerhin war er nicht noch in den letzten Kriegsjahren eingezogen worden. Was doch gute Beziehungen alles bewirkten.

Tante Susanna hatte ebenfalls wenig Interesse an Carla. Sie flüchtete meist schon kurz nach dem Ferragosto zurück nach Fiesole und warf sich in das gesellschaftliche Leben von Florenz. Seit Kurzem hatte sie einen »Seelengefährten«, wie sie den fast siebzigjährigen Conte Fabrizio di Famagusta nannte. Steinreich, zweimal verwitwet, ohne Kinder und, wie man sagte, noch immer ein glühender Anhänger des Faschismus. Er hielt mit seiner Meinung, dass Mussolini der größte Führer aller Zeiten gewesen sei, nicht hinterm Berg. Und viele seiner Freunde schienen der gleichen Meinung zu sein.

Carla vermisste ihren Onkel Marco, der vor drei Jahren an einem Abend Ende Juni bei einem Abendspaziergang spurlos verschwunden war. Sein Dackel Cesare kam ohne sein Herrchen zurück, und alle Suchaktionen liefen ins Leere. Man fand nichts, was auf das Schicksal Marcos hinwies.

Marco Di Fillipo war ein renommierter Archäologe, ein

Kenner der etruskischen Kultur, von der in dieser Gegend viele Funde zeugten. Er hatte Carla inspiriert, Archäologie zu studieren, und nahm sie oft zu den Grabungen in Roselle mit, einem Dorf in der Nähe von Grosseto. Dort hatte man 1942, mitten im Krieg, mit gründlichen Grabungen begonnen. Dass sich hier vor mehr als zweitausend Jahren eine größere etruskische Stadt befunden haben musste, war schon seit dem 19. Jahrhundert bekannt.

Die etruskischen Objekte, die in einer Vitrine in seiner Villa ausgestellt waren – einige Keramikscherben und mehrere Bronzefiguren, eine Hermesstatuette in der Bibliothek und zwei Ölgläschchen auf einem Bücherregal –, hatte er als Anerkennung für seine Arbeit bekommen. Weder Marcos Frau, von der er meist getrennt gelebt hatte, noch seine Kinder teilten die Interessen ihres Vaters. In die Villa waren sie zu seinen Lebzeiten nur in den Sommermonaten gekommen, die übrige Zeit verbrachten sie in Florenz.

Ein Gerücht machte damals die Runde, dass Onkel Marco sich mit undurchsichtigen Geschäftsleuten eingelassen und ihnen kleinere Fundobjekte unter der Hand verkauft habe. Er sei aus Furcht vor Entdeckung untergetaucht oder auch weil seine »Geschäftspartner« ihn bedrohten. Aber niemand konnte dies beweisen.

Im ersten halben Jahr nach Marcos mysteriösem Verschwinden war der junge Commissario Fernando Petruccio am Ball geblieben, segelte sogar nach Elba und zur »Ziegeninsel« Capraia hinüber, um auch dort nach Marco zu forschen. Er befragte Marcos Kollegen, meist studentische Hilfskräfte bei der Grabung, und Marcos Frau und Kinder mehrmals. Als auch nach sechs Monaten weder eine Leiche noch irgendwelche Anhaltspunkte zum Verbleib des bekannten Archäologen aufgetaucht waren und seine Familie offensichtlich nie wieder von Marco gehört hatte, gab auch Petruccio auf.

Eine Zeit lang hatte er geglaubt, Marco sei entführt worden, und man werde ihn gegen ein stattliches Lösegeld freilassen, denn seine Familie galt als sehr wohlhabend. Doch auch das erwies sich als Irrtum. Der Kummer seiner Witwe hielt sich in

Grenzen, seine Tochter Patricia stürzte sich ins gesellschaftliche Leben von Florenz, und sein Sohn spielte Tennis. Nur Carla trauerte aufrichtig.

Carla wusste, dass ihr Onkel sich zum Ziel gesetzt hatte, die etruskische Sprache zu entschlüsseln. Zu ihrer Überraschung hatte er ihr eines Abends erzählt, als sie zusammen auf der Terrasse des Strandhäuschens saßen und gemeinsam den glühenden Feuerball der im Meer versinkenden Sonne bewunderten, dass er vor vielen Jahren seine Laufbahn nicht in der Toskana, sondern auf Kreta begonnen habe.

»Ich war 1908 Assistent von Luigi Pernier, der zusammen mit Federico Halbherr in den Ruinen des Palastes von Phaistos auf Kreta die legendäre Scheibe gefunden hat, diesen geheimnisumwobenen Diskos aus der Bronzezeit. Noch heute rätselt man, was all die eingearbeiteten Zeichen, darunter Tiere und Pflanzen, bedeuten. Sind es Schriftzeichen, sind es Symbole? Ein großes Rätsel der Menschheitsgeschichte. Und ich war bei der Entdeckung dabei!«

Leider waren sie an jenem Abend vor fünf Jahren rüde von Patricia unterbrochen worden, die Carlas enges Verhältnis zu ihrem Vater eifersüchtig verfolgte und ihm ihren neuen Freund vorstellen wollte. Carla musste am nächsten Tag für einige Zeit zurück nach Rom. Sie sah ihren Onkel zwar dann gelegentlich bei den Ausgrabungen in Roselle, doch er erwähnte seinen Kreta-Aufenthalt nie wieder und antwortete auf ihre Fragen danach nur sehr zurückhaltend.

Sie erinnerte sich, dass Marco bei ihrem letzten Besuch vor seinem Verschwinden an jenem Abend Anfang Juni des Jahres 1943 beim Abendessen erklärt hatte, er wolle noch rasch nach Grosseto, um einen alten Freund und Kollegen aus seiner Zeit in Phaistos zu treffen. Er nannte weder dessen Namen noch erwähnte er Einzelheiten. Seine Frau Susanna schien sich nicht weiter dafür zu interessieren, und Onkel Marco kehrte in jener Nacht sehr spät von seinem Treffen zurück. Carla hörte die Reifen seines Wagens auf der gekiesten Auffahrt zur Villa.

Sie hatte in jenem Sommer andere Dinge im Kopf, als sich intensiv mit ihrem Onkel zu befassen. Wenige Wochen später

war er dann plötzlich weg, und sie vermisste ihn schmerzlich. Sie erinnerte sich erst Wochen später daran, dass er ihr einmal gesagt hatte: »Ich mag dich sehr, Carla, zumal du in meine Fußstapfen trittst. Wenn du mehr über meine Arbeit und Forschungen wissen möchtest, so findest du einiges dazu in der Bibliothek. Dir traue ich zu, dass du daraus die richtigen Schlüsse ziehst.«

Und deshalb saß sie jetzt hier auf der Terrasse des Strandhäuschens und vergrub sich in Bücher und Dokumente aus Onkel Marcos Bibliothek, studierte seine diffusen Aufzeichnungen aus den Jahren 1907 und 1908, die sehr plötzlich im Juli jenes Jahres abbrachen, und versuchte sich einen Reim auf all seine Notizen zu machen, die größtenteils ungeordnet zwischen Pappdeckeln lagen. Auch die Notizen zu seinen Grabungen nach 1942 wirken wenig systematisch.

Mühsam arbeitete sich Carla durch das Konvolut an Hinweisen und Abkürzungen und seufzte. Sie schob die Notizbücher beiseite und überlegte erneut, was Andrea wohl mit seiner wenig freundlichen Bemerkung zu ihrer Familie vorhin angedeutet haben könnte. Hatte das mit dem Verschwinden ihres Onkels zu tun? Glaubten manche Leute in dieser Gegend, dass das Gerücht um eventuelle halbseidene Machenschaften von Marco Di Fillipo einen wahren Kern besaß? Sie hielt das für weit hergeholt und wenig überzeugend.

Sie ärgerte sich über Andrea, und zugleich hoffte sie, er werde wieder auftauchen.

Wie so oft, wenn sie an Onkel Marco dachte, überkam sie eine Welle der Traurigkeit. Sie sah ihn im Geiste vor sich. Als er verschwand, war er dreiundsechzig Jahre alt, ein großer, schlanker Mann mit früh ergrautem, noch dichtem Haar und graublauen Augen unter dicken schwarzen Augenbrauen. Vor allem sein Lachen hatte Carla geliebt.

Zu gern hätte sie mehr von ihm erfahren, vor allem über seine Zeit auf Kreta, die er mit Stichworten ohne größere Ausschmückungen vermerkt hatte. Am 3. Juli 1908 hatte er notiert: »Großartiger Fund in Phaistos«, am 8. Juli stand da: »Echt oder gefälscht?« Seine Notizen waren kein Tagebuch, sondern lose Blätter, die aussahen, als habe man sie aus einem Heft gerissen

und zwischen diese von der Zeit gelblich verfärbten Pappdeckel gelegt. Was für ein Chaos!

Offenbar war Marco nur knapp vier Wochen nach dem Sensationsfund zurück nach Italien gereist und, wie ihr Tante Susanna nebenbei einmal gesagt hatte, nie wieder nach Kreta zurückgekehrt. Sie erklärte Carla: »Dein Onkel stammte aus der Maremma und stellte fest, dass ihn die Etrusker seiner Heimat mehr interessieren als die Bewohner Kretas.«

Er hatte sein Studium 1910 mit einer Doktorarbeit über bronzezeitliche Funde in der Toskana beendet, wurde im Krieg 1916 verwundet und widmete sich nach seiner Genesung nur noch den Forschungen in Volterra und rund um Piombino und Grosseto. Warum aber hatte Carla das Gefühl, dass irgendetwas auf Kreta passiert sein musste, was ihren Onkel nach Hause getrieben und ihm Kreta verleidet hatte?

Leider konnte sie die beiden Entdecker des Diskos von Phaiostos, Luigi Pernier und Federico Halbherr, nicht mehr befragen. Pernier war 1937 auf Rhodos gestorben, Halbherr sogar schon 1930 in Rom. Und ihr Onkel erwähnte seine damaligen Mitarbeiter in seinen kargen Aufzeichnungen nur mit Kürzeln. »N. heute nicht gut drauf«, stand unter dem Datum vom 10. Juli und »A. nervt« am 11. Juli. Carla überlegte, ob sie sich die Mühe machen sollte, zu dieser Episode im Leben ihres Onkels noch länger zu recherchieren, oder sich lieber auf seine Grabungsarbeit im Raum Grosseto konzentrieren sollte. Sie hatte sich vorgenommen, einen Katalog der Funde anzulegen, die Marco noch nicht fertig verzeichnet hatte. Im Archiv von Roselle standen vier Kisten mit seinen Ausgrabungen, die er zusammen mit seinem damaligen Assistenten Gregorio Marcello zwar registriert, aber nicht im Detail bearbeitet hatte.

Eigentlich hatte Gregorio Marcello diese Aufgabe übernehmen sollen. Er war wenige Tage nach Marcos mysteriösem Weggang angeblich nach Florenz aufgebrochen, aber nie dort angekommen. Seine verwitwete Mutter hatte ihn drei Tage nach seiner Abreise nach Florenz als vermisst gemeldet und offenbar keine Ahnung, wo ihr Sohn sein könnte, ebenso wenig wie seine drei Geschwister. Zwei Monate später entdeckte eine Spazier-

gängerin die Leiche von Gregorio auf der Insel Capraia am Fuß eines Felsens in der Nähe des Strands. Was Gregorio auf diese kleine Insel verschlagen hatte und weshalb er nie nach Florenz gefahren war, stellte die Polizei bis heute vor viele Fragen. Es schien aber eindeutig, dass Gregorio infolge eines Unfalls zu Tode kam.

Commissario Petruccio hatte damals auch diesen Fall zu ergründen und herauszufinden versucht, ob Gregorios anonymer Aufenthalt auf Capraia etwas mit dem mysteriösen Verschwinden von Marco Di Fillipo zu tun hatte. Was hatte den jungen Mann dazu getrieben, eine Reise nach Florenz vorzutäuschen und in Wahrheit ohne Wissen seiner Familie auf Capraia unterzutauchen? War er vor etwas geflohen?

Bei seinen Recherchen fand Petruccio einen Fischer im Hafen von Piombino, der sich erinnerte, dass er zwei Monate zuvor einen jungen Mann mit einem Seesack zur Insel gebracht hatte. Der Mann sei sehr wortkarg gewesen und habe ihm eine Stange Geld für die Überfahrt gezahlt.

»Ich dachte, er sei einer dieser Schriftsteller, die sich erhoffen, auf der Insel in Ruhe und Abgeschiedenheit schreiben zu können. Vor einigen Jahren habe ich den berühmten Dichter Agostino delle Grazie dorthin gebracht.« Die Stimme des Fischers war zu einem Flüstern geworden. »Der war wohl auf der Flucht vor den Faschisten. Dauernd sah er sich um, als werde er verfolgt, und wollte von mir wissen, ob man auf Capraia ungestört arbeiten könne. Er stammte aus Venedig. Ein halbes Jahr ist er auf Capraia geblieben. Dann hat ihn der alte Anselmo zurück aufs Festland gebracht, da ich keine Zeit hatte, ihn abzuholen. Ich war damals auf dem Meer beim Fischen. Und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Das war 1939.«

Petruccio hatte wissend genickt, allerdings keine Ahnung, wer dieser Dichter sein sollte. Ohnehin las er selten und dann nur die Sportnachrichten. Vor Politik scheute er zurück, und seine gesamte Familie lehnte den Faschismus ab. Nie äußerten sie offen ihre Kritik, und Petruccio war bedacht darauf, nicht in den Verdacht zu geraten, gegen das Regime zu sein. Das hätte das rasche Ende seiner Laufbahn als Polizist bedeutet. Und Schlimmeres.

Obgleich Petruccio nachfragte, wusste der Fischer nicht mehr über seinen Passagier zu berichten. Den Seesack von Gregorio fand man in dem kleinen Zimmer im Haus der alten Stefania. Sie vermietete drei Kammern an Gäste oder Fischer, die über Nacht auf der Insel blieben. Auch der besagte Agostino delle Grazie habe vor mehr als vier Jahren bei ihr gewohnt, berichtete sie. Er habe ihr sogar einige Verse in seinem Gedicht »Capraia, isola del luce« gewidmet.

Das alles interessierte den jungen Commissario wenig, der nun schon das zweite Mal innerhalb von wenigen Wochen zu der Insel übergesetzt hatte und selbst bei ruhigem Seegang unter Seekrankheit litt. Und das als Enkel eines Fischers!

Der Seesack des Toten war leer, und die alte Frau wusste dem Commissario nicht viel über Gregorio zu berichten. »Er war ein netter Junge, aber ich hatte das Gefühl, dass er sehr nervös war. Meist ging er am Meer spazieren, abends verzog er sich früh in sein Zimmer.« Sie kochte für ihn, und als sie ihn einmal fragte, ob er auch noch den Winter auf der Insel verbringen wolle und nicht irgendwann aufs Festland zurückmüsste, um zu arbeiten, antwortete er, dass er auf einen Freund warte. Wenn der nicht innerhalb der nächsten Woche käme, werde er Capraia wieder verlassen. Das war vier Tage vor seinem tödlichen Sturz.

Der Inhalt von Gregorios Seesack tauchte nicht wieder auf, in seiner Kammer auf Capraia hingen nur wenige Kleidungsstücke, darunter eine Jacke an der Wand. In einer der Jackentaschen fand Petruccio ein Ticket für eine Zugfahrt nach Florenz, die Reise, die Gregorio nicht angetreten hatte. Auch die Frage, wer denn der von Gregorio erwartete Freund war und ob er je die Insel betreten hatte, konnte nicht beantwortet werden. Keiner der Fischer, die mit ihren Schiffen regelmäßig zur Insel segelten, erinnerte sich an einen Passagier.

Man konnte auch privat Boote mieten, doch die beiden Bootsverleiher vor Ort verneinten, ein Boot an jemanden vermietet zu haben. »Es tut sich derzeit nicht viel«, bedauerte Aristotele Mancuso, der den größten Bootsverleih an diesem Teil der Küste betrieb.

Alles sehr mysteriös. Petruccio vermutete, der junge Mann

war bei einem seiner Spaziergänge auf den Felsen ausgerutscht und abgestürzt. Damit war der Fall für ihn offiziell abgeschlossen, aber die Zweifel blieben.

Petruccio war nicht weitergekommen. Der eine, Marco, blieb verschwunden, der andere, Gregorio, war laut polizeilicher Untersuchungen Opfer eines Unfalls geworden. Petruccio dachte kurz an einen Suizid. Doch Gregorio war streng katholisch erzogen worden. Selbstmord war eine Todsünde. Und welches Motiv hätte er dafür gehabt? Petruccio gab auf. Ohnehin hatte er in diesen Kriegszeiten andere Sorgen.

Bei Gregorios Beerdigung war nicht nur seine Familie samt vielen Anverwandten erschienen, sondern fast die gesamte erwachsene Bevölkerung von San Matteo, einschließlich der Familie Di Fillipo und Dottore Giovanni Castagneto, dem damals leitenden Archäologen der Grabungen von Roselle.

Das war geschehen, als Carla in Rom an der »Sapienza« ihrem Studium nachging. Marcos Frau verdrängte inzwischen mehr oder minder erfolgreich das Drama um ihren Mann, seine Kinder genossen in vollen Zügen das Ende des Krieges und den Beginn ihrer eigenen Zukunft. Carla fühlte sich, obgleich nicht seine Erbin, als Marcos Nachlassverwalterin. Ein weiterer Grund für sie, sich intensiv der Grabungsfunde ihres Onkels anzunehmen.

Dass sie dies so lange nach seinem Verschwinden erst anging und ihr der einstige Grabungsleiter Castagneto erst jetzt die Erlaubnis dazu gegeben hatte, damit sie die Arbeit ihres Onkels beenden möge, hatte mehrere Gründe. Man hatte gehofft, Marco würde eines Tages wieder auftauchen. Diese Hoffnung schien sich nicht zu erfüllen. Und es gab im Grabungsteam niemanden, der Zeit und Lust hatte, Marco Di Fillipos Forschungsarbeit aufzunehmen. Castagneto traute Carla zu, den Anforderungen gerecht zu werden.

Marcos Notizen über Roselle waren recht ausführlich und wesentlich ergiebiger als seine Ausführungen zu seinen Unternehmungen zwischen 1908 und 1942.

Achtzehn Jahre hatte er in Rom an der »Sapienza« über die Bedeutung der Etrusker für die römische Kultur doziert. Die Römer hatten im 3. vorchristlichen Jahrhundert das von den